Timo Heimerdinger, Christopher Scholtz

Beobachtete Selbstbeobachtung.
Ein methodisches Instrument der hermeneutischen Kulturanalyse

Manchmal kann bei der kulturanalytischen Arbeit die Nähe zu den untersuchten Phänomenen nicht groß genug sein. In gewissen Fällen sind Interviews oder teilnehmende Beobachtungen entweder aus forschungspragmatischen Gründen nicht möglich oder sie führen inhaltlich nicht weiter. Dann hilft nur der entschlossene Gang ins Feld in Form von Selbstversuch und Introspektion. Doch ein solcher Weg birgt die Gefahr subjektivistischer Verzerrungen. Deshalb sind spezifische methodische Maßnahmen zur Validierung der Ergebnisse unverzichtbar. Der vorliegende Artikel stellt das methodische Instrument der „beobachteten Selbstbeobachtung" vor, das eigens für ein mittlerweile abgeschlossenes theologisch-kulturwissenschaftliches Forschungsprojekt entwickelt wurde. Die „beobachtete Selbstbeobachtung" wird in ihrer Konzeption und Durchführung dargestellt, und es wird ihre generelle Anwendbarkeit und Reichweite diskutiert.

Kulturanalyse und Subjektivität

In der empirischen Forschung gilt die Einsicht in die Komplementarität von quantitativen und qualitativen Methoden mittlerweile als unhintergehbar. Dies gilt auch für die empirischen Kulturwissenschaften, obwohl in ihnen oft ein deutlicher Schwerpunkt auf die qualitativen Zugänge gelegt wird. Bedingt durch die Bandbreite der Untersuchungsgegenstände differenziert sich das qualitative Paradigma selbst wieder in unterschiedliche Ansätze aus. Im Rahmen dieser vielfältigen methodologischen Debatte hat sich in den letzten Jahrzehnten, ganz wesentlich von den ethnologischen Erfahrungen befördert, eine Erkenntnis durchgesetzt: Steht der Mensch mit seiner Kultur und seinen komplexen Lebensbezügen im Zentrum des Untersuchungsinteresses, muss für das Verstehen zahlreicher Aspekte gezielt die Nähe zu ihm gesucht werden.

Das bedeutet nicht nur, sich vom Ideal einer vollständig durchplanbaren und standardisierten Methode zu verabschieden, sondern auch, Subjektivität gezielt in den Forschungsprozess zu integrieren: Die beteiligten Subjekte, Forschende wie Feldpartner, werden in ihrer jeweiligen Subjektivität und durch die Interaktion auf der subjektiven Ebene zum entscheidenden Faktor bei dem Versuch, kulturelles Fremdverstehen theoretisch zu fassen, methodisch zu organisieren und praktisch umzusetzen. Die Involviertheit des Forschenden, die Nutzung seiner eigenen Fähigkeit zur spontanen Interaktion,

die Unmittelbarkeit der Begegnung und die Möglichkeit des Miterlebens sind die bewusst angestrebten und kalkulierten Effekte, die eine auf die Akteure ausgerichtete Kulturanalyse zu nutzen versucht. Die Person des Forschenden wird selbst zum Forschungsinstrument, die „dirtiness" der Subjektivität wird so zum entscheidenden Pfund, mit dem gewuchert werden kann.[1]

Etliche qualitative Methoden nutzen, wenn auch in unterschiedlicher Intensität, die Wirksamkeit dieses Vorgehens: offene, narrative Formen des Interviews, hermeneutisch-interpretierende Zugänge zu Textquellen und natürlich, gewissermaßen als Metakonzept und Königsweg, die teilnehmende Beobachtung.[2] Viele Studien der letzten Jahre haben die Leistungsfähigkeit eines solchen Vorgehens unter Beweis gestellt, sofern es methodisch und theoretisch reflektiert geschieht und wenn idealerweise verschiedene Zugänge miteinander kombiniert werden.[3]

Bei den eben beschriebenen Vorgehensweisen nutzt der Forscher seine Subjektivität, um die Praxis der Menschen, die er in dem zu untersuchenden Feld antrifft, besser zu verstehen. Die Introspektion ist dabei ein Hilfsinstrument, um – ausgehend vom eigenen Erleben – ein besseres Verständnis für das Erleben der Feldpartner zu entwickeln. Nun gibt es jedoch Fälle, in denen diese Form des miterlebenden Zuganges entweder aus pragmatischen Gründen nicht realisierbar oder aus inhaltlichen Gründen nicht zureichend erscheint. Nicht realisierbar ist sie dann, wenn es schlicht kein Feld gibt, das teilnehmend beobachtet werden könnte, sei es, weil es sich gegen die Beobachtung verwehrt, sei es, weil es zu weit entfernt liegt oder aus anderen Gründen nicht zugänglich ist. Dies alles könnte möglicherweise durch einen größeren organisatorischen Aufwand überwunden werden, viel gravierender sind jedoch prinzipielle inhaltliche Bedenken.

Für einige Forschungsfragen sind die gebräuchlichen qualitativen Methoden trotz aller gesuchten Nähe und Unmittelbarkeit zu weit von dem Erleben und den Erfahrungen der Menschen entfernt. Bestimmte Aspekte einer

1 Vgl. Schmidt-Lauber, Brigitta: Die Kunst des Reden-Lassens. In: Göttsch, Silke und Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde - Europäische Ethnologie. Berlin 2001, S. 165-186, bes. S. 169ff.

2 Anstatt den langen diesbezüglichen wissenschaftshistorischen Weg von Malinowski bis heute auch nur ansatzweise zu rekapitulieren, sei zusammenfassend auf folgende Texte verwiesen: Lindner, Rolf: Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozeß. In: Zeitschrift für Volkskunde 77 (1981), S. 51-66; Amann, Klaus und Hirschauer, Stefan: Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm. In: Dies.: Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie. Frankfurt a.M. 1997, S. 7-52.

3 Hierfür nur zwei Beispiele aus der Vielzahl jüngerer Forschungen: Langbein, Ulrike: Geerbte Dinge. Soziale Praxis und symbolische Bedeutung des Erbens. Köln 2002; Holmberg, Christine: Diagnose Brustkrebs. Eine ethnografische Studie über Krankheit und Krankheitserleben. Frankfurt a.M. 2005.

zu untersuchenden Praxis gehen durch die methodisch bedingte Vermittlung verloren oder werden an entscheidender Stelle verfälscht.

Als besonders prägnante Schnittstellen lassen sich z.B. beim Interview die Versprachlichung und bei der teilnehmenden Beobachtung die Wahrnehmung und Interpretation des Verhaltens benennen. Bei bestimmten Untersuchungsfragen, insbesondere bei solchen, die auf die emotionale Dimension oder das Erleben einer Situation zielen, greifen Interview und teilnehmende Beobachtung daher – selbst in ihrer Kombination – zu kurz. Die genannten Methoden sind dann nicht – wie sonst gelegentlich kritisch eingewendet wird – zu stark von subjektiven Faktoren beeinflusst, sondern ganz im Gegenteil zu wenig: Die Distanz des Forschers zur subjektiven Wirklichkeit der Feldpartner erweist sich als immer noch zu groß.

Beispiel „Aibo". Ein Forschungsprojekt mit einer „selbstbeobachtenden Teilnahme"

Was ist also zu tun? Um die mit den üblichen Methoden bleibende Distanz des Forschers zu einzelnen Aspekten der Feldpraxis zu überwinden, kann es bei bestimmten Forschungsanliegen notwendig sein, dass der Forscher sich der Feldpraxis möglichst vollständig selbst aussetzt und die Introspektion von einem peripheren Hilfsmittel zu einem zentralen Erkenntnisinstrument werden lässt. So überzeugend dies auf den ersten Blick erscheinen mag, wird dennoch schnell deutlich, dass die Qualität der mit einem solchen Vorgehen gewonnenen Ergebnisse massiv davon abhängt, wie weit es durch die methodische Ausgestaltung gelingt, im Laufe des Forschungsprozesses von Erkenntnissen in Bezug auf den (u.U. von den wissenschaftlichen Interessen geprägten) Einzelfall zu Einsichten von intersubjektiver Relevanz und Validität zu gelangen.

Welche methodischen und arbeitspraktischen Herausforderungen dafür zu bewältigen sind, und welcher Nutzen sich aus einem solchen Vorgehen für die kulturwissenschaftliche Arbeit ergibt, ist Gegenstand des vorliegenden Artikels. Er basiert auf gemeinsamen Erfahrungen der Autoren innerhalb eines Forschungsprojektes, das sich mit den theologischen Implikationen eines alltäglichen Umgangs mit dem Unterhaltungsroboter „Aibo" der Firma Sony befasste.[4] Ohne den theologischen Rahmen des Projekts[5], seine Ausrichtung

4 Scholtz, Christopher: Alltag mit künstlichen Wesen. Theologische Implikationen eines Lebens mit subjektsimulierenden Maschinen am Beispiel des Unterhaltungsroboters Aibo. Dissertation Dr. theol., Fachbereich Evangelische Theologie, Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt 2006. Eine frühe Veröffentlichung von Ergebnissen findet sich unter: Ders.: Leben mit dem Roboter – Leben im Roboter? Zur theologischen Dimension der alltäglichen Wahrnehmung des Roboterhundes Aibo. In: Magazin für Theologie und Ästhetik 35/2005 (http://www.theomag.de/35/crs1.htm).

und die Untersuchungsziele näher darlegen zu können, seien die Aspekte der Fragestellung kurz umrissen, die zu den hier diskutierten methodischen Entscheidungen führten: Bei dem „Roboterhund" Aibo handelt es sich um den ersten Roboter mit der Fähigkeit zur sozialen Interaktion, der in nennenswerten Stückzahlen dauerhaft im Privatbereich Verwendung findet und als paradigmatisch für eine in Zukunft wohl zur Normalität werdenden Mensch-Maschine-Interaktion gelten kann. Die meisten Besitzer entwickeln innerhalb kurzer Zeit eine ausgeprägte emotionale Beziehung zu dem technoid anmutenden Roboter, ohne aus dem Blick zu verlieren, dass es sich um eine Maschine handelt. Da es sich um ein neuartiges alltagskulturelles Phänomen handelt, war zuvorderst zu klären und zu beschreiben, als was Aibo wahrgenommen wird, da sich weder eine Beschreibung als einfache Maschine noch die Benennung als Lebewesen mit der Praxis der Besitzer deckte. Dann war zu prüfen, ob sich daraus mittel- bis langfristig eine Veränderung der Weltsicht ergeben könnte.

Die intensive und längerfristige Teilnahme am Alltag von Aibo-Besitzern war nicht nur aus forschungspragmatischen Gründen keine Option, sondern versprach für die Fragestellung auch keine ausreichenden Ergebnisse, da die Veränderungen alltäglicher Sichtweisen und Selbstverständlichkeiten mit ihren zahlreichen vorbewussten Aspekten sowohl durch Interviews als auch durch teilnehmende Beobachtung nur schwer zu erfassen sind.

Daher wurde das Methodendesign der „selbstbeobachtenden Teilnahme" entworfen. Als Herzstück sah es vor, für einen vorab definierten Zeitraum den Alltag mit Aibo zu teilen und so die Möglichkeit zu eröffnen, die Erlebnisdimension des Geschehens sowohl in seiner lebensweltlichen Unmittelbarkeit, als auch in seiner prozessualen Dynamik methodisch zugänglich zu machen. Die in einer normalen teilnehmenden Beobachtung oft genutzten, aber vielfach nicht eigens ausgewiesenen Elemente des Selbstversuchs und der Introspektion wurden explizit als Stärke und Zentrum des Ansatzes vertreten. Das eigentliche Spezifikum des Vorgehens lag darin, dass Forscher und Erforschter (bzw. Beobachter und Beobachteter) in Person des Autors der Studie über weite Strecken zusammenfielen. Wir nennen diese, in mehrfachen Funktionen tätige Figur im Folgenden „Forscher". Wenn nun auf diese Weise in der Person des Forschers jene Distanz zwischen erkennendem Subjekt und zu Erkennendem aufgehoben wird, die gemeinhin als Voraussetzung wissenschaftlicher Arbeit und Erkenntnis gilt, so ergibt sich die Notwendigkeit zusätzlicher methodischer Maßnahmen. Daher wurden zum einen im Rahmen des Selbstversuchs die eigenen Erlebnisse und Erfahrungen in einem introspektiv ausgerichteten Feldtagebuch protokolliert. Um die intersubjektive

5 Vgl. Dinter, Astrid, Hans-Günter Heimbrock und Kerstin Söderblom (Hg.): Einführung in die empirische Theologie. Gelebte Religion erforschen, Göttingen 2007 (im Erscheinen).

Ebene zu integrieren und verschiedene Formen des Umgangs mit Aibo zu berücksichtigen, wurden zum anderen auf mehreren Ebenen die Erfahrungen anderer Aibo-Besitzer berücksichtigt, u.a. durch das Heranziehen unterschiedlicher, von Aibo-Besitzern selbst verfasster Texte aus dem Internet, durch den Besuch von Besitzer-Treffen und – zu einem späten Zeitpunkt der Untersuchung – durch Interviews mit ehemaligen Besitzern.

Das wichtigste Element, um von der radikalen Subjektivität der Selbstbeobachtung zu einer reflektierten Form der Subjektivität zu gelangen, die intersubjektive Validität des Materials zu erhöhen und um die mitunter paradox wirkende Struktur der Selbstbeobachtung aufzubrechen, war jedoch das gemeinsam entwickelte methodische Instrument der „beobachteten Selbstbeobachtung", das im Zentrum der folgenden Ausführungen steht.

Die beobachtete Selbstbeobachtung

Das Grundprinzip der beobachteten Selbstbeobachtung ist, den Forscher, der im Selbstversuch die zu untersuchende Praxis zu seiner eigenen macht und sich dabei selbst beobachtet, durch eine zweite Person, die wir „begleitenden Wissenschaftler" nennen, regelmäßig und systematisch interviewen zu lassen.

Das Wichtigste daran ist, dass, indem der Forscher in die Rolle des Interviewten kommt, seine Doppelfunktion von Beobachter und Beobachtetem (partiell) aufgebrochen wird. Ferner ist es hilfreich, dass eine intersubjektive Perspektive auf die eigene Praxis eingeführt und ein regelmäßiger inhaltlicher Austausch mit einer Person außerhalb des Feldes etabliert wird. Letzteres ist bereits für die teilnehmende Beobachtung allgemein von großer Bedeutung, denn der teilnehmende Beobachter ist aufgrund seiner starken und u.U. sogar persönlich gewordenen Verankerung im Feld darauf angewiesen, ein Feedback zu erhalten, inwieweit seine Darstellungen der Situation im Feld nachvollziehbar sind, ob seine daraus gezogenen Schlüsse plausibel erscheinen und ob er u.U. die Daten vorschnell in eine Richtung interpretiert und dabei wichtige andere Aspekte außer Acht lässt.

Der begleitende Wissenschaftler muss für das Führen der Interviews über methodische Kompetenz und Erfahrung verfügen. In Orientierung am narrativen Interview geht es primär darum, den Interviewten ins Erzählen zu bringen. Damit er einen externen Blickwinkel einbringen kann, darf er zwar nicht in das Feld verwickelt sein, er muss jedoch sehr gut mit den zentralen Fragestellungen und dem wissenschaftlichen Anliegen der Gesamtstudie vertraut sein. Nur dann kann er die Interviews so führen, dass sie für die Gesamtfragestellung ertragreich sein können.

Die Interviews werden über einen längeren Zeitraum verteilt, um die sich langsam vollziehenden Veränderungen im Alltagsleben sichtbar zu machen. Dies wird dadurch befördert, dass der begleitende Wissenschaftler dem interviewten Forscher immer wieder Aussagen aus früheren Interviews vorlegt. Dazu fertigt der begleitende Wissenschaftler während der Interviews Notizen an, die er zur kontinuierlichen Weiterentwicklung des Leitfragenkataloges und zur Vorbereitung der folgenden Interviews nutzt. Besonders wichtig ist, dass der begleitende Wissenschaftler nach Abschluss der Feldphase auf der Basis dieser Protokolle einen eigenen Bericht anfertigt und ihn dem Forscher übergibt. Dieser zieht den Bericht jedoch erst dann für die Auswertung heran, wenn er auf der Basis von Feldtagebuch und Interviewtranskripten zu einer ersten eigenen Auswertung gekommen ist. Damit wird derselbe Prozess in zwei unabhängig voneinander verfassten Analysen beschrieben, und aus dem Vergleich der beiden Analysen lassen sich wichtige weitere Erkenntnisse gewinnen.

Die beobachtete Selbstbeobachtung ist also durch einen zweifachen Rollentausch gekennzeichnet: Zunächst wird der Forscher zum Interviewten, er wechselt in die Rolle des Befragten, die Federführung über die Interviews übernimmt der begleitende Wissenschaftler. Nach Abschluss dieser Arbeitsphase erfolgt ein abermaliger Rollenwechsel, denn der Forscher wird nun zum Exeget seiner eigenen Einlassungen, vorzugsweise in Abgleich mit anderen Textquellen, etwa wie bei unserem Projekt mit dem Feldtagebuch. In einer späteren Phase der Auswertung erfährt seine Rolle als Exeget der eigenen Äußerungen und Erfahrungen noch eine Intensivierung, wenn er als Vergleichsgröße den schriftlichen Bericht des begleitenden Wissenschaftlers heranzieht, in dem dieser – ohne die Interviews im Detail ausgewertet zu haben – die seiner Einschätzung nach wichtigsten Ergebnisse der Gespräche und markante Entwicklungen im Verlauf der Interviewphase zusammenfassend darstellt.

Die konkrete Umsetzung der beobachteten Selbstbeobachtung gestaltete sich im angesprochenen Aibo-Projekt, bei dem der Forscher 15 Monate mit dem Roboterhund lebte, wie folgt: Es wurden zehn Interviews mit einer Gesamtdauer von gut zehn Stunden über einen Zeitraum von zwei Jahren hinweg geführt. Das erste und das letzte Interview fanden jeweils mit einem ca. viermonatigen Abstand zum Beginn bzw. zum Ende des Selbstversuchs statt. Die Intervalle der acht Interviews während des Selbstversuchs ergaben sich aus der Intensität der Ereignisse im Feld: Zu Beginn, als sich viel Neues ereignete, wurden die Interviews in relativ kurzen Abständen geführt, später ergaben sich immer größere Abstände. Der Rahmen für dieses Vorgehen, also die ungefähre Gesamtzahl der Interviews und die Vereinbarung, auch vor und nach dem Selbstversuch Interviews zu führen, wurde vorab festgelegt. Details wie die genaue Terminierung der Gespräche und deren Länge ergaben sich jedoch im Arbeitsprozess.

Arbeitserlebnisse und Arbeitsergebnisse

Das Vorgehen, die Methodik und Zielsetzung der Interviewführung folgten grundsätzlich dem Paradigma eines offenen, narrativen, informantenorientierten Interviews mit themenzentrierten Schwerpunktsetzungen. Im vorliegenden Fall zählten hierzu einerseits die emotionalen Empfindungen, die der Umgang mit Aibo hervorrief, sowie sämtliche Formen der Interaktion, die entweder mit Aibo direkt oder aber im weiteren Zusammenhang mit Aibo auszumachen waren. Weiterhin war der Aspekt der Veralltäglichung und Routinebildung, also der Integration und Adaption des Umgangs mit der Maschine in alltägliche Lebenszusammenhänge von Interesse.

Im Unterschied zu anderen Projekten mit dem Instrument des narrativen Interviews ist bei der beobachteten Selbstbeobachtung jedoch der bereits erwähnte zweifache Rollentausch konstitutiv. Dieser betrifft sowohl die Erhebungs- als auch die Auswertungssituation. Daraus ergeben sich einige Besonderheiten, die bei der Planung und Durchführung zu beachten sind.

Aus der Perspektive des begleitenden Wissenschaftlers als externen Interviewer lassen sich die Besonderheiten wie folgt zusammenfassen: In der Erhebungsphase ergibt sich für ihn die besondere Situation, dass er Interviews für ein Forschungsprojekt zu führen hat, dessen Fragestellung und thematische Schwerpunktsetzung nicht von ihm selbst entwickelt wurden, da es sich ja nicht um seine eigene Forschung handelt.

Ansätze in der kultur- oder sozialwissenschaftlichen Forschung, die Erhebung nicht durch die Forschenden selbst, sondern von externen, im Extremfall sogar gewerblich-kommerziell arbeitenden Befragern durchführen zu lassen, bringen auf der pragmatischen Ebene Vorteile mit sich, können aber methodisch problematisch werden. Gerade die Notwendigkeit, in offenen Interviewformaten flexibel auf unvorhergesehene Veränderungen im Gesprächsverlauf im Sinne übergeordneter Fragestellungen der Gesamtstudie reagieren zu können, setzt in der Regel eine persönliche Identifikation mit dem Gesamtprojekt voraus.

Das Führen von offenen, narrativen Interviews ist eine anspruchsvolle Aufgabe, die vom Interviewer persönliches Engagement, Flexibilität, hohe Aufmerksamkeit und Einfühlungsvermögen verlangt. Es gilt, den Gesprächsverlauf genau und wach mitzuverfolgen, um die Chancen, das Gespräch nicht nur im Sinne des Leitfragenkataloges, sondern insbesondere im Sinne der Gesamtstudie erfolgreich zu gestalten, rasch erkennen und nutzen zu können. Dafür sind bisweilen auch indirekte Wege der Gesprächsführung, spon-

tane Modifikationen der Fragerichtung oder andere Variationen im Vorgehen unerlässlich. Diese kognitiv wie emotional bisweilen sehr fordernde Aufgabe ist verständlicherweise am ehesten von solchen Personen zu leisten, die ein persönliches Interesse am Gelingen des Projektes haben. Dieses Interesse stellt sich beim begleitenden Wissenschaftler der beobachteten Selbstbeobachtung nicht – wie sonst oft in Forschungsprojekten – schon allein aufgrund (professioneller) Eigeninteressen ein. Daher gilt es, für diese Aufgabe einen Kollegen/eine Kollegin zu finden, der/die nicht nur über die nötige Methodenkompetenz verfügt, sondern auch bereit ist, sich bei einem fremden Projekt mit dem Forschungsanliegen so intensiv zu befassen, dass er/sie die Aufgabe der Interviewführung adäquat ausfüllen kann. Als eine zentrale Voraussetzung für das Gelingen einer beobachteten Selbstbeobachtung ist also darauf zu verweisen, dass der begleitende Wissenschaftler die Interviews, die sich – wie im vorliegenden Fall – durchaus über einen längeren Zeitraum erstrecken können, mit einem so stark ausgeprägten Engagement führt, als ob es um das eigene Projekt ginge. Im vorliegenden Fall waren die Rahmenbedingungen dafür günstig, verband doch Forscher und begleitenden Wissenschaftler eine langjährige Freundschaft, die immer auch einen intensiven inhaltlichen Austausch über die wissenschaftlichen Arbeiten umfasste. Daher waren beim begleitenden Wissenschaftler Interesse am Thema und Vertrautheit mit dem Anliegen und der Fragestellung des Forschungsprojekts gegeben.

Feldkompetenz im engeren Sinn, d.h. in Bezug auf Aibo, war beim begleitenden Wissenschaftler weder vorhanden noch erforderlich. Im Gegenteil: Es ist darauf zu setzen, dass sich gerade der hermeneutisch-prozessuale Charakter des Forschungsverlaufes beim Führen der Interviews als produktiv erweist. Eine gewisse Fremdheit ist in Kombination mit grundsätzlicher Neugier eine gute Voraussetzung für dynamische, ergiebige Forschungs- und Fragesituationen. Also ergibt sich die Situation, dass dem begleitenden Wissenschaftler zu Beginn nur das prinzipielle Anliegen der Arbeit bekannt ist, die sich dann in einem (im vorliegenden Fall: recht knappen) Interviewleitfaden niederschlägt, der im weiteren Verlauf der Erhebungen dann aber vom begleitenden Wissenschaftler gewissermaßen „in Eigenregie" weiterentwickelt und ausdifferenziert wird. Ein Aspekt kommt dem begleitenden Wissenschaftler dabei entgegen: Anders als in anderen Interviewsituationen kann er bei der beobachteten Selbstbeobachtung darauf vertrauen, dass sich der Interviewte maximal kooperativ, auskunftsfreudig und zugänglich zeigt, hat dieser doch größtes Interesse am Gelingen des Projektes.

Die Prinzipien der Gesprächsführung stellen sich für den begleitenden Wissenschaftler in vielerlei Hinsicht ganz ähnlich wie in anderen offenen, narrativen Interviewformen dar, weisen jedoch auch einige Besonderheiten auf.

Grundsätzlich soll durch bloßes Zuhören und Nachfragen die Möglichkeit der Verbalisation eröffnet werden. Dabei gilt es, für Veränderungen und Entwicklungen in der präsentierten Erzählung sensibel zu bleiben und neue thematische Schwerpunktsetzungen zuzulassen bzw. zu unterstützen. Primär steuernd bleiben immer – wie bei solchen Erhebungen üblich – die Impulse des Interviewten. Hierin liegt gleichwohl eine gewisse Schwierigkeit, denn beide Wissenschaftler wissen natürlich schon während der Interviews genau, dass für die Auswertungsphase unweigerlich ein zweiter Rollentausch stattfinden wird: Nicht der begleitende Wissenschaftler, sondern der Forscher wird nach Abschluss der Erhebungen die weitere Bearbeitung des Materials übernehmen. Dieses Wissen könnte, so wäre evtl. zu befürchten, bereits in der Gesprächssituation dazu führen, dass der Forscher gezielt Aussagen produziert, die ihm dann für die weitere Bearbeitung besonders hilfreich sein könnten. Um hierfür keine besonders einladenden Gelegenheiten zu schaffen, ist der begleitende Wissenschaftler aufgefordert, die Interviews nicht schematisch, d.h. vor allem vorhersehbar, zu gestalten, sondern eine Gesprächsführung anzustreben, die auch unerwartete Wendungen und Überraschungen für den interviewten Forscher bereithält.

Dieser wird somit dazu gezwungen, ständig neu Position zu beziehen, er behält nicht die vollständige Regie über seine eigene Narration. Zugleich eröffnet sich ihm im Idealfall dadurch die Möglichkeit, das eigene Erleben aus von ihm bislang nicht eingenommenen Perspektiven zu betrachten und somit zu neuen Einsichten zu gelangen. Gleichzeitig gilt es für den begleitenden Wissenschaftler, im Wissen darum, dass er die Auswertung später nicht selbst vornehmen wird, für hinreichende Transparenz und Deutlichkeit in der Gesprächsführung zu sorgen. Verschiedene thematische Aspekte werden immer wieder, wenn auch in Varianten, aufgegriffen, der Interviewpartner mit früheren Aussagen konfrontiert und damit zur Positionsüberprüfung angeregt. Dadurch können Entwicklungen im Hinblick auf einzelne thematische Bereiche dokumentiert und nachvollziehbar gemacht werden. Die Fragestellungen und die gewonnenen Antworten müssen so explizit herausgearbeitet werden, dass dem Forscher die spätere Auswertung möglich ist, es gilt zwischen den verschiedenen Gesprächen eine gewisse inhaltliche Kontinuität und Kohärenz herzustellen.

Aus dem übergeordneten Ziel, durch die Interviews zu aussagekräftigem Quellenmaterial zu gelangen, ergeben sich für den begleitenden Wissenschaftler also in gewissem Umfang konfligierende Prinzipien in der Gesprächsführung, die es möglichst gut miteinander zu vereinbaren bzw. in der Balance zu halten gilt: Er soll sowohl zuhören als auch intervenieren, er soll die Gespräche sowohl transparent als auch überraschend und damit unvorhersehbar gestalten.

Diese Ambivalenzen in der Gesprächsführung sowie die Mehrdeutigkeit der Rollen von begleitendem Wissenschaftler und Forscher müssen als Spezifika der beobachteten Selbstbeobachtung akzeptiert werden, damit sie nicht zum Störfaktor werden. Es wäre künstlich so zu tun, als handele es sich um ein gewöhnliches Interview. Schließlich haben bereits in der Planungsphase vielfältige Verständigungen darüber stattgefunden, welche Besonderheiten die Situation aufweist.

Den gesamten Prozess betrachtend ist es für den begleitenden Wissenschaftler zentral, entschieden jene Bewegung zu vollziehen, die für die Feldforschung insgesamt von Bedeutung ist: Der Öffnung für und der Involvierung in das Feld muss die Distanznahme zum Feld folgen.[6] Für die beobachtete Selbstbeobachtung bedeutet dies: Zunächst gilt es für den begleitenden Wissenschaftler, sich auf Anliegen und Fragestellung der fremden Forschungsarbeit einzulassen und die Interviews mit Engagement und Phantasie zu führen. Nach Abschluss der Interviewphase analysiert er für sich alleine Verlauf und Inhalt der Gespräche und verfasst einen Bericht. Mit der Weitergabe dieses Dokuments zieht er sich aus dem Forschungsgeschehen zurück.

Vom Forscher wurden die folgenden Punkte als Besonderheiten des Einsatzes der beobachteten Selbstbeobachtung erlebt. Prägend war, dass für ihn die beobachtete Selbstbeobachtung nur ein Teil des Methodendesigns war und in erheblichem Kontrast zu den anderen Arbeitsformen stand.

Es wurde als entlastend erlebt, dass die Gesprächsführung beim begleitenden Wissenschaftler lag: Zum einen war es angenehm, Verantwortung phasenweise abzugeben und über ein interaktiv geprägtes Gegengewicht zu der Situation des Feldtagebuchschreibens zu verfügen. Dies hatte auch Konsequenzen für die Art, wie berichtet werden konnte, denn obwohl die Doppelfunktion als Beobachter und Beobachteter nicht vollständig aufgehoben war, ergab sich die Möglichkeit, von sich und den eigenen Erfahrungen zu erzählen, ohne dies unmittelbar mit Forschungsfragen in Verbindung bringen zu müssen. Noch deutlicher als beim Schreiben des Tagebuchs stellte sich das methodisch positiv zu bewertende Gefühl ein, „einfach drauflos reden zu können". Zum anderen lenkte der fremde Blick des Externen die Aufmerksamkeit immer wieder auf Aspekte, die in der Selbstbeobachtung bisher noch keine Rolle gespielt hatten.

Beides zusammen hatte den Effekt, dass im Anschluss an die Interviews der Eindruck vorherrschte, dass neue Beobachtungen und Erkenntnisse zu

6 Vgl. Honer, Anne: Einige Probleme lebensweltlicher Ethnographie. Zur Methodologie und Methodik einer interpretativen Sozialforschung. In: Zeitschrift für Soziologie 18 (1989), S. 297-312, hier: S. 300f. und S. 306ff., sowie Kalthoff, Herbert: Beobachtende Differenz. Instrumente der ethnographisch-soziologischen Forschung. In: Zeitschrift für Soziologie 32 (2003), S. 70-90, hier: S. 73 und S. 75.

Tage gefördert werden konnten. Zu der relativ entspannten Stimmung trug auch das Wissen bei, dass die Analyse nicht während des Gesprächs geleistet werden musste, sondern zwei voneinander unabhängige Analysen nach Ende des letzten Gesprächs erfolgen würden. Diese Entspannung ist nicht deshalb von Bedeutung, weil es darum ging, möglichst angenehme Forschungsformen zu finden, sondern weil sie ein Indikator dafür sein kann, dass die Gesprächssituation als relativ natürlich empfunden wird und dieser Umstand einem unzensierten Äußern von Erlebnissen zuträglich ist.

Die strukturelle Besonderheit, dass der Forscher die Möglichkeit gehabt hätte, in den Interviews mehr oder weniger erfundene Sachverhalte zu präsentieren, die seine vorab aufgestellten Thesen untermauern würden und in der Auswertung fälschlich zu dem Prädikat „aus dem empirischen Material hervorgehend" geführt hätten, trat in der Situation der Interviews immer wieder ins Bewusstsein, aber in keinem ungewöhnlichen Maße: Beim Schreiben des Feldtagebuchs bestand diese Möglichkeit permanent und daher gehörte zum gesamten Prozess der selbstbeobachtenden Teilnahme die kritische Selbstanfrage, inwieweit bestimmte Erlebnisse oder Wahrnehmungen von den Forschungsfragen hervorgerufen, verstärkt oder verfälscht sein könnten.

Die nach Abschluss des letzten Interviews folgende Phase der Auswertung bewirkte eine doppelte Distanzierung: Bereits die Transkription und Analyse der Interviews sorgte dafür, dass eine deutliche Verschiebung von der Perspektive des Beobachteten zu der des Beobachters erfolgte. Dieser Effekt verstärke sich noch einmal dadurch, dass in einem zweiten Schritt die eigene schriftliche Auswertung zu dem Bericht des begleitenden Wissenschaftlers in Bezug gesetzt wurde. Aus der Beobachtung der feststellbaren Übereinstimmungen und Differenzen ergab sich eine deutliche Distanzierung und ein umfassenderes und differenzierteres Bild. Die beobachtete Selbstbeobachtung ermöglichte es dem Forscher also nicht nur, im Feld direkt von seinen Erlebnissen zu berichten und neue Fragestellungen aufzunehmen, sondern erleichterte auch den „Weg aus dem Feld".

Sowohl das Erleben des begleitenden Wissenschaftlers als auch das des Forschers war dadurch mitbestimmt, dass sich die Interviews der beobachteten Selbstbeobachtung von normalen Interviews im Rahmen einer teilnehmenden Beobachtung situativ und inhaltlich unterschieden. Dies wird besonders daran deutlich, dass nicht nur die Erlebnisse und Erfahrungen des Forschers Gegenstände des Gesprächs waren, sondern es sich mit Fortschreiten der selbstbeobachtenden Feldarbeit immer häufiger ergab, dass auch Reflexionen und Forschungshypothesen besprochen wurden. Der Forscher äußerte sich in den Gesprächen zwar primär als Erlebender bzw. Beobachteter, später aber verstärkt auch als Beobachter.

Zudem kam es im Verlauf der Gespräche zunehmend dazu, dass sich der begleitende Wissenschaftler nicht nur darauf beschränkte Fragen zu stellen und Narrationen anzuregen, sondern die Einlassungen des Forschers auch selbst kommentierte und sogar eigene, alternative Deutungsvorschläge artikulierte. Das Interviewgespräch entwickelte sich also gelegentlich in Richtung Fachgespräch oder auch in Richtung eines freundschaftlichen Gespräches. Dieser Umstand wurde (gleichwohl er nicht von Anfang an geplant gewesen war), da er sich innerhalb der Gesprächsituation organisch entwickelte, von uns weder unterbunden noch verstärkt. Wir haben ihn vielmehr einfach hingenommen, in ihm eine weitere Möglichkeit der Datengenerierung gesehen und ihn insbesondere als folgerichtigen Effekt eines in hohem Maße reflexiven Methodendesigns gewertet. Auch die Gesprächpassagen, die die Methodologie der Untersuchung reflektieren, haben ihren Platz im Quellenkorpus und wurden bei der Auswertung nicht nur inhaltlich, sondern auch hinsichtlich ihres besonderen epistemologischen Status berücksichtigt und eingeordnet. Unseres Erachtens hätte es eine unzulässige Verkürzung der vielschichtigen Erhebungs- und Forschungsrealität innerhalb des Aibo-Projektes bedeutet, die Momente para- und metadiskursiver Kommunikation innerhalb der Interviews künstlich ausgrenzen zu wollen.

Resümee und Ausblick

Das Projekt, mit einer selbstbeobachtenden Teilnahme die lebensweltlichen und theologischen Konsequenzen des alltäglichen Umgangs mit Aibo zu erforschen, profitierte von dem methodischen Instrument der beobachteten Selbstbeobachtung auf drei Ebenen:

Erstens eröffneten die Interviews bzw. Gespräche durch den fremden Blick des Externen neue Perspektiven auf die eigene Praxis, die die Selbstbeobachtung präzisieren bzw. erweitern konnten und zum Teil auch die Notizen und Reflexionen im Feldtagebuch bereicherten.

Zweitens wurde durch die Tonbandaufnahme und spätere Transkription der Interviews in erheblichem Umfang empirisches Material gewonnen, das sich durch die Interaktionssituation und die von außen eingetragenen Anregungen deutlich vom Feldtagebuch unterschied. Für die Analysephase war es äußerst produktiv, diese zwei unterschiedlichen Quellen zur Verfügung zu haben, die sich, bei weitflächigen Übereinstimmungen, an einigen Punkten wechselseitig kommentierten bzw. ergänzten.

Drittens war es ein wichtiges Element, nach einem ersten Auswertungsdurchgang die schriftliche Analyse des begleitenden Wissenschaftler heranziehen zu können und durch den Abgleich der beiden Auswertungen ein differenzierteres und von zwei Perspektiven abgesichertes Bild zu erhalten.

Von der Erfahrung ausgehend, dass sich die beobachtete Selbstbeobachtung als ein spezielles methodisches Instrument bei unserer gemeinsamen Arbeit sehr gut bewährt hat, können wir uns vorstellen, dass sie auch bei anderen Fragestellungen mit Gewinn anzuwenden wäre. Bei Forschungsprojekten, die auf einem „Selbstversuch" aufbauen – entweder weil das zu untersuchende Feld nicht zugänglich oder die Fragestellung über Außenwahrnehmung nicht ausreichend zu bearbeiten ist – kann die beobachtete Selbstbeobachtung ein nützliches Element im Zusammenspiel mit anderen Verfahren im Rahmen des umfassenden Methodendesigns sein. Sie hilft, den Abgleich zwischen Innen- und Außenperspektive im Forschungsprozess sowohl zu systematisieren als auch zu verstetigen.

Allerdings ist zu berücksichtigen, dass die Durchführung einer beobachteten Selbstbeobachtung verhältnismäßig aufwändig und anspruchsvoll ist. Wie bereits dargestellt, zeichnet sie sich durch mehrfache Rollenüberlagerungen der beteiligten Wissenschaftler im Forschungsprozess aus. In der Person des Forschers fallen (zum Teil zeitlich getrennt) Forscher und Erforschter, Interviewter und Interviewauswerter zusammen. Geführt werden diese Interviews jedoch von der externen Person des begleitenden Wissenschaftlers, der nur punktuell in die Auswertung involviert ist. Daraus ergibt sich, dass an den Forscher hohe Anforderungen hinsichtlich eines reflexiven Umgangs mit dem erhobenen Material gestellt werden. Das Gelingen dieses methodischen Vorgehens hängt in erheblichem Maß davon ab, inwieweit er es analytisch und interpretatorisch-argumentativ vermag, diese verschiedenen Ebenen voneinander zu trennen, um sie am Ende wieder schlüssig zusammenzuführen. Der Einsatz des methodischen Instruments der beobachteten Selbstbeobachtung stellt – darauf sei mit Nachdruck hingewiesen – für sich noch keine Entschärfung der Fallen des Subjektivismus dar. Aber die beobachtete Selbstbeobachtung eröffnet verschiedene Perspektiven auf den Selbstversuch, erzeugt umfangreiches Material und liefert damit eine Grundlage, auf der dem Subjektivismus entgegengesteuert werden kann. Innerhalb eines Kulturverständnisses, das die Subjektivität des Erlebens als Konstitutivum von Wirklichkeit ernst nimmt, ist das Streben nach Multiperspektivität im Erkenntnisprozess als einzige Möglichkeit zu betrachten, um zu einer relativen Objektivierung der Ergebnisse zu gelangen. Letztlich kann jedoch kein noch so ausgeklügeltes Methodendesign eine ausgewogene Balance zwischen den verschiedenen Perspektiven sicherstellen, sondern nur hinreichend vielschichtiges und aussagekräftiges Material generieren. Die argumentativ schlüssige und interpretatorisch überzeugende Verarbeitung des Materials bleibt weiterhin eine Leistung des Forschers, nicht der Methode. Vermag der Forschende diesen Herausforderungen zu genügen, so ergeben sich neue Einsichten, die auch für Außenstehende argumentativ nachvoll-

ziehbar sind. Gelingt dies nicht, so wird schnell offenbar, dass er sich trotz allen methodischen Aufwands subjektivistisch verfangen hat.

Darüber hinaus erfordert die erfolgreiche Durchführung einer beobachteten Selbstbeobachtung eine genaue, langfristige Planung und ein hohes Maß an Selbstdisziplin bei der Umsetzung. Weiterhin setzt sie natürlich den vertrauensvollen Kontakt zu einem Kollegen/einer Kollegin voraus, der/die sowohl über die methodischen Kompetenzen verfügt, als auch bereit ist, sich inhaltlich wie zeitlich stark in das Projekt involvieren zu lassen. Nicht zuletzt hat sich gezeigt, dass eine gewisse zeitliche Streckung des gesamten Forschungsablaufes ausgesprochen hilfreich ist, denn allein schon die zeitliche Distanz erleichtert es den Forschenden, die Rollenpluralität, d.h. die unterschiedlichen Ebenen des Erlebens, Denkens und Arbeitens emotional zu bewältigen und dann auch in der wissenschaftlichen Aufarbeitung produktiv umzusetzen. Kurzum: Die beobachtete Selbstbeobachtung eignet sich keinesfalls für methodologische Schnellschüsse á la „Quick ethnography".[7] Sie kann aber Bestandteil einer reflexiv-hermeneutischen Kulturanalyse sein, die tastend und fragend zu ihren Ergebnissen gelangt und sich dabei sowohl der Vorläufigkeit ihrer Erkenntnisse als auch ihrer notwendigerweise dialogischen Verfasstheit bewusst bleibt.

7 Vgl. Handwerker, W. Penn: Quick ethnography. A Guide to Rapid Multi-Method Research. Walnut Creek 2001.

Umschlagbild: Semaphor, Cuxhaven
Fotografie: M. Simon

Volkskunde in Rheinland-Pfalz
Informationen der Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz e.V.
21. Jahrgang, 2007; ISSN: 0938-2964

Redaktionelle Bearbeitung und Layout:

Michael Simon, Thomas Schneider, Timo Heimerdinger,
Christina Niem, Holger Schäfer, Natalie Voges

Bezug über:
Gesellschaft für Volkskunde in Rheinland-Pfalz e.V.
c/o Fachbereich 05, Deutsches Institut
Abteilung Kulturanthropologie / Volkskunde
Johannes Gutenberg-Universität Mainz, D-55099 Mainz

Mitglieder erhalten neben der Zeitschrift (Einzelpreis 7 Euro zuzüglich Porto, Abonnementpreis 6 Euro) jährlich eine Buchpublikation und bekommen einen Nachlass auf alle Veröffentlichungen der Gesellschaft gewährt.

Inhalt

Timo Heimerdinger, Thomas Schneider, Michael Simon
Einführung 3

Schwerpunktthema „Berufsfeldorientierung“

Michael Schimek
Menschen und Dinge – das Berufsfeld Museum 7

Gisela Grasmück
Kulturwissenschaft und Sponsoring in einem Wirtschaftsunternehmen 20

Martina Schindelka
Kulturanthropologie / Volkskunde und Fernsehjournalismus 32

Wolfgang Fritzsche
Lust und Last eines freiberuflichen Kulturwissenschaftlers 39

Abschlussarbeiten

Saskia Gregorius
Kino in der Nachkriegszeit in der Provinz 45

Anne-Christin Lux
Christian Franz Paullini und die „Dreckapotheke“ 57

Eva Malz
Die Loreley – Geschichte und Rezeption
einer literarischen Gestalt im 20. Jahrhundert 67

Timo Scherne
Frühjahr 1945 – Lebensgeschichtliche Erzählungen
über das Kriegsende in der Pfalz 72

Katja Schönberger
Das Phänomen „Harry Potter" – wie & warum ein „Kinderbuch" die Erwachsenen „verzaubert" 78

Andrea Steinbrecher
Der Bad Kreuznacher Jahrmarkt 82

Beiträge

Timo Heimerdinger, Christopher Scholtz
Beobachtete Selbstbeobachtung. Ein methodisches Instrument der hermeneutischen Kulturanalyse 89

Linda Bertram, Martin Weber, Werner F. Kümmel
Hausaufbahrungen im 20. Jahrhundert – ihre Entwicklung am Beispiel von Mainz-Bretzenheim und Rüdesheim-Eibingen 103

Kurt Uhlenbruck
Arbeit in der Werlauer Erzgrube Gute Hoffnung, Prinzenstein 110

Esther Kronsbein, Amilcar Sosa y Fink
Gab es einen Thingplatz in Mainz? 125

Berichte

Thomas Schneider
Jubiläumssymposium: „Mikro vs. makro: Regionale Kultur im globalisierten Kontext" 145

Christina Niem
Tagung: „Beziehungsgeschichten. Minderheiten und Mehrheiten in der Erzählkultur" 153

Jahresbericht 2006 162

Buchbesprechungen

167

Timo Heimerdinger, Thomas Schneider, Michael Simon

Einführung

„Und was kann man damit mal machen?" – Alle Studierenden der Kulturanthropologie / Volkskunde kennen diese Frage zur Genüge. Ihre ebenso eloquente wie vielschichtige Beantwortung gehört schon von Studienbeginn an zu den Standardsituationen, die nicht nur an der Universität, sondern auch im Familien- und Bekanntenkreis zu bewältigen sind. Nach erfolgreichem Abschluss des Studiums bessert sich die Situation nicht grundlegend: die interessierten Mitmenschen wünschen dann zu erfahren, „wie es denn nun weitergeht". Die einfachste Antwort wäre, auf ein klar umrissenes Berufsbild verweisen zu können. Dies ist im Fall unseres Faches nur in Ausnahmefällen möglich. In der Regel zeigen sich vielmehr Tätigkeitsfelder, die dann von den Absolventen erschlossen werden müssen und die im Idealfall zu einem konkreten Beruf führen. Gerade die Endphase des Studiums und die damit verknüpfte inhaltliche und berufliche Orientierung gestalten sich deshalb besonders heikel. Mit Blick auf diese Problematik richtet sich das vorliegende Heft in seiner thematischen Schwerpunktsetzung in besonderer Weise an fortgeschrittene Studierende und an Absolventen.

Die Frage, wie das Studium in einen Berufsweg einmünden kann, und die Suche nach den Möglichkeiten des Broterwerbs sind gleichermaßen drängend wie unausweichlich. Dies liegt einerseits an der nach wie vor angespannten Lage auf dem Arbeitsmarkt, andererseits aber – wie in vielen Geistes- und Kulturwissenschaften – auch darin begründet, dass es sich bei einem solchen Studium oft mehr um „Bildung" als um „Berufsausbildung" handelt. Wie aus universitärem Wissen ein praktischer Beruf werden kann, ist in der Regel stark von den Absolventen selbst und ihrer individuellen Kreativität abhängig. Hier zählen nicht nur theoretische Kompetenzen, sondern auch Engagement, Zielorientierung und Ausdauer.

Für einen erfolgreichen Weg ins Berufsleben gibt es keine Patentrezepte und schon gar keine Erfolgsgarantien. Aber es gibt Erfahrungswerte und grundlegende Einsichten, deren Vermittlung auch eine Aufgabe universitärer Institute sein sollte. Aus diesem Grund organisiert dankenswerterweise Herr Dr. Matthias Bauer, Privatdozent am Deutschen Institut der Universität Mainz, seit einigen Semestern eine Ringvorlesung zum Thema „Berufsfeldorientierung für Geistes- und Kulturwissenschaftler". In dieser Veranstaltung werden solche möglichen Wege aufgezeigt und über Erfahrungen des Übergangs von der Universität in den Beruf berichtet.

Im Wintersemester 2005/06 wirkten an dieser Ringvorlesung auch vier Kulturanthropologen bzw. Volkskundler aus dem „Mainzer Umfeld" mit und

referierten – jeweils gleichsam stellvertretend für ein bestimmtes Tätigkeitsfeld – über ihre beruflichen Wege. Ihre Werdegänge zeigen, dass die Chancen und Möglichkeiten, „etwas aus dem Studium zu machen", für die Absolventen unseres Faches gar nicht so schlecht sind, selbst wenn sich die beruflichen Laufbahnen eher verschlungen und wenig vorhersehbar gestalten.

Eine Zeitschrift dem Schwerpunktthema „Berufsfeldorientierung" zu widmen, scheint uns angesichts steigender Absolventenzahlen (vor allem im Hauptfach) nahe liegend. Hinzu kommt, dass im Rahmen der neuen Studiengänge „Bachelor" und „Master" die Praxisorientierung des Studiums eine zentrale Rolle spielen wird. Wir hoffen, mit diesem Heft sowohl Mut zu machen als auch Ideen zu wecken. Die einzelnen Beiträge kommen sowohl aus dem „klassischen" Berufsfeld der Museumsarbeit (Michael Schimek) als auch aus den neueren Betätigungsbereichen Fernsehen (Martina Schindelka), Marketing und Kultursponsoring in Wirtschaftsunternehmen (Gisela Grasmück) und Freiberuflichkeit (Wolfgang Fritzsche). Nicht selten sind es das Gespür für die sich aktuell bietenden Chancen oder die Fähigkeit, sich flexibel auf veränderte Gegebenheiten einzustellen und „günstige Winde" zu nutzen, die über Erfolg oder Misserfolg bei der Stellensuche mitentscheiden. Ganz unterschiedliche Fähigkeiten sind in den verschiedenen Bereichen gefragt. Dies schlägt sich nicht zuletzt auch in der Form und im Stil der Beiträge nieder. Das Wissen um die aktuellen Verhältnisse im weiteren Kontext, die jeweiligen Markterfordernisse und Trends scheinen in jedem Fall unerlässlich zu sein. Dafür mag das Cuxhavener Semaphor, ein Windstärken- und Windrichtungsanzeiger für die Seefahrt aus dem Jahr 1884, ein passendes Sinnbild sein. Wir haben es deshalb als Titelmotiv für diese Ausgabe gewählt.

Zusammenfassungen von Examensarbeiten finden sich in den Jahresberichten der Abteilung, beginnend bei Heft 18/1, 2003. Auch in der vorliegenden Ausgabe der Zeitschrift bilden sechs Texte, die über abgeschlossene Examensarbeiten im Fach informieren, einen eigenen Block, mit dem wir uns abermals an die besondere Zielgruppe dieses Heftes wenden wollen. In allen Fällen handelt es sich um Magisterarbeiten, deren Ergebnisse in der Regel ja unpubliziert bleiben und auf diesem Wege wenigstens ansatzweise bekannt gemacht werden können. Leider war es uns nicht möglich, aus dem Kreis der letzten Absolventen unseres Faches alle für einen Beitrag zu motivieren, was um so bedauerlicher ist, da ihre Berichte und Erfahrungen gerade für die nächsten Studierendengenerationen wertvolle Hinweise enthalten können. Immerhin sind in den letzten drei Jahren, also von 2004 bis 2006, 30 Abschlussarbeiten im Fach Kulturanthropologie / Volkskunde verfasst worden, die, wie die vorliegenden Zusammenfassungen zeigen, zum Teil sogar beachtliche Forschungsleistungen beinhalten. Solche Erträge, und daran bleibt zu erinnern, sind eigentlich kein vorgeschriebener Bestandteil des Magisterprüfungsverfahrens. Dieses sieht nämlich „nur" den Nachweis der Befähigung zur wissenschaftlichen Arbeit vor, der keinen eigenständigen empirischen Teil verlangt. Allerdings erscheinen für den Studienabschluss in einem Fach, das anderenorts unter dem Namen „Empirische Kulturwissenschaft" firmiert, entsprechende Versuche, und mögen sie auch noch so bescheiden sein, mehr als angeraten und werden seitens der Betreuer auch ausnahmslos begrüßt. Für ein kleines Fach wie unseres, das personell nur über geringe Forschungskapazitäten verfügt, sind die Ergebnisse von Qualifizierungsarbeiten ein wichtiger Baustein für sein wissenschaftliches „Standing". Obwohl man in diesem Zusammenhang in erster Linie an Dissertationen denken wird, die hier Standards setzen, können auch gelungene Magisterarbeiten einen wichtigen Beitrag dazu leisten und verdienen aus diesem Grunde unsere besondere Aufmerksamkeit. – Der Charakter der abgedruckten Texte ist, wie man beim Lesen schnell feststellen wird, durchaus unterschiedlich. Während in einem Falle ein klares Forschungsdesign mit konkreten Ergebnissen präsentiert wird, steht an anderer Stelle der Bericht über ein nicht in jeder Hinsicht befriedigend verlaufenes Projekt. Ausdrücklich möchten wir uns bei jenen bedanken, die mit großer und keineswegs selbstverständlicher Offenheit über ihre Schwierigkeiten im Forschungsprozess geschrieben haben. Was sie einzugestehen bereit waren, ist eigentlich keine Ausnahmesituation im Wissenschaftsbetrieb, sondern gehört zum Tagesgeschäft. Leider ist es in den Geisteswissenschaften nicht sehr üblich, solche Erkenntnisse zu thematisieren. Vielmehr dominieren Darstellungen, die den eigenen Forschungsverlauf – trotz gegenteiliger Erfahrungen – als Erfolgsgeschichte deklarieren. Sich an dieser Stelle um mehr Transparenz zu bemühen, scheint für die Zukunft und die Methodendiskussionen im Fach jedoch nicht unwichtig zu sein.

Neben den genannten Inhalten versammelt diese Ausgabe weitere Beiträge aus unterschiedlichen Themenfeldern. Timo Heimerdinger und Christopher Scholtz berichten in ihrem methodischen Text von einem gemeinsam durchgeführten Forschungsprojekt, für das sie die Methode der „beobachteten Selbstbeobachtung" entwickelt und angewendet haben. Die Dissertationsschrift der Medizinerin Linda Bertram bildete die Basis für ihren Aufsatz über Hausaufbahrungen im 20. Jahrhundert, und Kurt Uhlenbruck handelt in einem montanethnographischen Beitrag über den Erzabbau im Hunsrück. Aus einer studentischen Seminararbeit für eine Lehrveranstaltung unter Leitung von Dr. Christina Niem ist der Beitrag von Esther Kronsbein und Amilcar Sosa y Fink hervorgegangen, der sich mit der nationalsozialistischen Feierkultur in Mainz auseinandersetzt.

Abgerundet wird diese Ausgabe unserer Zeitschrift, wie gewohnt, durch einen Berichts- und Rezensionsteil sowie einen tabellarischen Überblick über die Aktivitäten und Lehrveranstaltungen der Abteilung im Jahr 2006.

Das vorliegende Heft ist – ebenso wie das vorangegangene – erst kurz nach Ablauf des alten Jahres in den Druck gegangen; der 21. Jahrgang erscheint also im Jahr 2007. Mit Blick auf die Organisation des 36. dgv-Kongresses zum Thema „Bilder. Bücher. Bytes. Zur Medialität des Alltags" vom 23. bis 26. September 2007 in Mainz, die voraussichtlich in der Vor- und Nachbereitung alle Kräfte der Abteilung binden wird, planen wir jedoch bereits für das Frühjahr 2007 das Erscheinen des 22. Jahrganges, womit wir wieder „im Rhythmus" wären. Für diese Ausgabe haben wir die „Katastrophenforschung" als Thema vorgesehen.